

Prolog: Zwischen Bestimmung und Verzweiflung

*Fahr hin, mein Lied, wie der reißende Strom,
der dem großen Meer entgeneilt.*

James Clarence Mangan

An Bord der Providence im Atlantik, gegen Ende September 1839

Die Koje knarrte, als Terese Sheridan sich umdrehte, um nach dem kleinen Mädchen zu sehen, das neben ihr lag. Obwohl es noch nicht dämmerte, war das Kind wach und starrte Terese mit jenen großen, ruhigen Augen an, hinter denen sich ein Ozean voller Sorgen zu verbergen schien. Zu ihrer beider Füßen schlief der kleine Bruder des Mädchens einen unruhigen Schlaf.

Die Kinder waren bereits von der Reise gezeichnet. Shona, das Mädchen, war beängstigend lethargisch geworden. Mit Ausnahme Tullys, ihres kleinen Bruders, schien sie überhaupt nichts mehr zu interessieren. Was den Jungen anbetraf, so litt er an Husten, der von Tag zu Tag schlimmer zu werden schien. Und so eingepfercht, wie sie waren, dicht an dicht umgeben von zahllosen Menschen mit allen Arten von fiebrigen Erkrankungen, mochte man gar nicht daran denken, was sie sich womöglich noch wegholen könnten.

Terese drehte sich erneut um – sie suchte nach einer Stellung, in der ihr der Rücken nicht so weh tat. Die Schlafpritschen waren nicht viel mehr als hölzerne Borde, die man an das Schott genagelt hatte, und es

gab nichts, womit man Liegefläche oder Wand hätte polstern können, um nicht beim Rollen des Schiffes fortwährend gegen die hölzerne Verschalung geworfen zu werden. Niemand war darauf gekommen, dass man womöglich eigene Matratzen würde mitbringen müssen, und so hatten sie sich mit nichts als einem Minimum an Bettzeug eingeschifft, das ihnen die Gesellschaft der Waisenfreunde zur Verfügung gestellt hatte. Am ersten Tag an Bord hatte Terese versucht, die Kojen mit Decken auszupolstern, aber die Nächte waren viel zu kalt, um ohne Zudecke zu schlafen, und so drohten ihnen jetzt lange Wochen voller Torturen auf den nackten Holzbrettern.

Nach einer Woche auf See fingen einige der Zwischendeckspassagiere an, die *Providence* einen schwimmenden Sarg zu nennen. Eine sehr zutreffende Bezeichnung, dachte Terese, soweit sich das, was einem hier zugemutet wurde, überhaupt beschreiben ließ. Es glich einem Verlies, dieses stinkende Loch: Kalt und duster dünstete die verbrauchte Luft den Geruch feuchten Holzes aus. Unzählige Leiber waren auf engstem Raum zusammengepfertcht, vegetierten im eigenen Schmutz. Im Zwielficht der unbelüfteten Zwischendecksquartiere mischten sich leises Schnarchen und schluchzende Frauenstimmen unter das Jammern derer, die auf ihren Pritschen zusammengekrümmt lagen und die Qualen der Seekrankheit erduldeten, sowie unter die Gebete derer, die noch stark genug waren, um ihre Erlösungssehnsucht dem Himmel entgegenschreien.

Und bei alledem das unerträgliche Schlingern und Rollen des Schiffes.

Was ihr Los um so bitterer machte, war die Tatsache, dass sie eigentlich nicht im Zwischendeck hatten reisen sollen. Wenigstens das hatte Brady ihnen ersparen wollen, indem er mit Hilfe der finanziellen Mittel

des Zeitungsverlages seines Bruders für Terese und die Kinder anständige, saubere Kabinen in der zweiten Klasse buchte.

Am Ende ihres ersten Seetages jedoch waren sie von einem gemeinen Offizier, der sie als „dreckiges Bauernpack“ titulierte, gemeinsam mit einigen anderen, die sich gleich ihnen an Bord verlaufen hatten, wie Vieh ins Zwischendeck hinabgetrieben worden.

Terese hatte den Burschen angeschrien, ja sogar versucht, sich an ihm vorbeizudrängen, um einem anderen Offizier, der im Hintergrund zuschaute, ihre Lage vorzutragen, doch dem Rüpel machte es keinerlei Mühe, sie abzuschütteln und samt den Kindern gewaltsam unter Deck zu befördern, wo sie nun mit den anderen armen Seelen, die hier eingepfercht waren, buchstäblich gefangen lagen.

Die ganze Zeit über hatte Terese ihre Wut kaum zügeln können. Kein Tag verging ohne Hass auf Brady, der sie, nicht Manns genug, die Verantwortung für das Kind zu übernehmen, das sie unterm Herzen trug, von sich gestoßen und es dann noch nicht mal nötig gehabt hatte, sie an Bord zu begleiten, um ihre Unterkünfte in Augenschein zu nehmen – ja, es gab kein Übel auf der Welt, einschließlich des widerwärtigen Bordfraßes und des verdorbenen Trinkwassers, die sie nicht Brady angelastet hätte.

Unfähig, noch länger still zu liegen, stand sie auf, trat ein paar Schritte von ihren Kojen weg und blickte auf die Masse menschlicher Körper, die kreuz und quer durcheinander lagen. Ein nur allzu vertrautes Gefühl beschlich sie, drohte sie zu überwältigen: das Gefühl des Gefangenseins, wie wenn sie alleingelassen in der Falle säße, abgeschnitten von allem und jedem außer der düsteren Unterwelt dieses Kahns.

Immer wieder ging ihr durch den Kopf, es müsste

doch leichter sein, sich zum Oberdeck durchzukämpfen und in die See zu springen, als dieses verfluchte Elend auch nur einen Tag länger zu ertragen. So am Ende, so am Boden zerstört vor Enttäuschung und Verzweiflung war sie, dass sie womöglich genau das getan hätte, hätte es da nicht das Kind in ihrem Leib und die zwei jungen Waisen gegeben, deren Wohl und Wehe von ihr abhingen.

Also kämpfte sie die Versuchung nieder und zwang sich, all der Verwahrlosung, die sie umgab, den Rücken zu kehren. Sie kniff die Augen zu, schlang die Arme so fest um sich, dass sie vor Anstrengung zu zittern begann, und klammerte sich daran, dass sie sich mit jedem Tag, den sie in diesem Höllenloch hinter sich brachte, ein Stück weiter von der Misere entfernte, in der sie ihr bisheriges Leben in Irland gefristet hatte.

Plötzlich meinte Terese, gleich dem Wind, der in den Wanten der Takelage heulte, die Stimme Jane Connollys zu hören, jener armen, verkrüppelten Frau, hinter deren schroffer Fassade sich ein überraschend mitfühlendes Herz verbarg. Terese hob die Hand und betrachtete den goldenen Ring, den sie am Finger trug.

Am Vorabend von Tereses Abreise hatte Jane ihr nicht bloß einen vollen Wochenlohn extra ausgezahlt, sondern sie obendrein mit dem Geschenk eines massiven goldenen *Fede*-Rings überrascht, eines Treueringes, wie man ihn in Claddagh trug. Denselben Ring hatten einst Jane und nach ihr ihre Tochter getragen.

„Trag ihn an deiner Hand rüber nach Amerika!“, hatte Jane gesagt, als sie ihr den Ring gegeben hatte. „Trag ihn – und denk an mich und an Claddagh ... Denk an Irland! Denn Irland – das ist nicht bloß deine Herkunft, Terese Sheridan; Irland, das ist, was du *bist*.“

Aber Jane hatte sich geirrt! Irland hatte nichts mit dem zu tun, was sie war. Irland war nichts weiter als

ihre Vergangenheit, und zwar eine Vergangenheit von solcher Düsternis, Kälte und Bitterkeit wie die Innereien dieses verfluchten Kahns.

Immer noch mit dem Rücken zu der widerwärtigen Wirklichkeit des Zwischendecks stehend, erinnerte sie sich daran, dass Irland nun hinter ihr lag, während sie Amerika, ihre Zukunft, vor sich hatte. Sie musste nichts weiter tun, als dieses fahrende Höllenloch zu überleben, dann würde sie frei sein, ein neues Leben zu beginnen.

Und überleben, das würde sie. Um jeden Preis!

Falls Gott es geschehen ließ...

Eine innere Mahnung löschte ihre hitzige Entschlossenheit ab wie ein eisiger Wasserguss. Je weiter sie auf die hohe See hinausfuhren, um so schwerer fiel es ihr, an ihrem sowieso schon schwankenden Glauben festzuhalten. Sie konnte geradezu fühlen, wie er ihr entglitt, achteraus geriet gleich den Wellen im Kielwasser des Schiffes. Immer wieder, vor allem mitten in der Nacht, wenn das Knarren und Knirschen des alten Schiffsrumpfes die Geräusche menschlichen Leidens noch übertönte, die von allen Seiten an ihr Ohr drangen, kam es ihr vor, als hätte Gott sie ganz und gar verlassen.

Was wäre denn, wenn Gott ihr wegen der Sünde, die sie mit Brady begangen hatte, völlig zu Recht den Rücken kehrte? Was, wenn es für sie und ihr Kind gar keine Zukunft gäbe, sondern nur einen unspektakulären Tod in diesem elendigen Loch, lange bevor sie den Hafen New Yorks erreichte?

Dieser Gedanke ließ sie erschauern, und all ihrer Entschlossenheit, sich nicht unterkriegen zu lassen, zum Trotz verspürte sie mit einem Mal richtige Angst. Eiskalt lief es ihr den Rücken hinunter, und ein Zittern packte sie, das schier nicht aufhören wollte.

Ach Herr, bitte, ich bestreite ja gar nicht, dass ich deine Strafe verdient habe – aber mein Baby hat sich doch nichts zuschulden kommen lassen, oder?! Bitte, bitte – kannst du mir nicht wenigstens helfen, dass ich diesen Schrecken hier überlebe und meinem Kind ein besseres Leben bieten kann?

Ach lieber Heiland, bitte mach doch, dass am Ende dieses Alptraums ein neues Leben auf uns wartet, eine Zukunft für uns beide – in Amerika!

1. Ein überaus ehrbarer Mann

Das kostbarste Juwel ist das,
welches man niemals bekommen kann.
Irisches Sprichwort

New York, Anfang November

Jack Kane saß in seinem Büro beim *Vanguard* und grübelte darüber nach, – beileibe nicht zum erstenmal – wann es eigentlich gewesen war, dass die Faszination, die Samantha Harte in ihm auslöste, in Liebe umschlug, und was in aller Welt er mit dieser Liebe nun anfangen sollte.

Es war ein herbstlicher Montagmorgen wie aus dem Bilderbuch. Vergangene Woche hatten sie typisches New Yorker Herbstwetter gehabt, grau und feucht, aber heute würde es vielleicht doch noch, wenn auch verspätet, einen Tag vom Schlage „goldener Oktober“ geben, so wie ihn die Dichter besangen: frisch, klar und sonnig.

Jacks Stimmung war beinahe heiter, so sehr, dass es ihm schwerfiel, sich zu konzentrieren. Dabei hatte er mehr als genug Arbeit, um für den Rest des Tages beschäftigt zu sein, aber er konnte an nichts anderes denken als an Samantha.

Wie war er nur in diesen Zustand geraten?

Schließlich hatte er die Frau, abgesehen von einem gelegentlichen Händedruck, gar nicht berührt. Die eine Gelegenheit, aus der man mit gutem Willen vielleicht etwas mehr ersehen konnte als eine belanglose freundliche Geste ihr gegenüber, ja bei der er sich um ein Haar hätte hinreißen lassen, ihr einen Kuss zu ge-

ben, lag Wochen zurück. Es war eine impulsive Bewegung gewesen, in der er abrupt innegehalten hatte, als Samantha buchstäblich von ihm zurückprallte. Seitdem hatte Jack jedes Mal, wenn sie zusammen waren, seine Gefühle mit geradezu religiöser Inbrunst im Zaum gehalten.

Mehr Selbstbeherrschung hätte auch ein Priester nicht aufbringen können.

Aber zum Donner, er war kein Priester, und so sehr er sich auch einredete, nichts mehr sein zu wollen als ihr Chef und väterlicher Freund, war er doch mehr denn je betört von der Frau!

Wenn es ihm gelungen war, seine selbstauferlegte Disziplin nicht zu brechen, so nicht nur, weil er alles daransetzte, ihr Vertrauen zu gewinnen – obschon es im Kern genau darum ging –, sondern wahrscheinlich auch aus Angst, sie sonst ein für allemal zu verlieren. Auch wenn Samantha ihm so gut wie nichts über ihre frühere Ehe erzählt hatte, so hatte sie doch zumindest seinen Verdacht bestätigt, dass sie von ihrem verstorbenen Mann misshandelt worden war. Wie sehr oder auf welche Weise, das freilich wusste er und würde es womöglich niemals zu wissen bekommen, war doch Samantha offenkundig entweder außerstande oder nicht willens, darüber zu sprechen. Ja, sie hatte angedeutet, dass nicht einmal ihre Eltern in diese Dinge eingeweiht waren.

Einerseits sehnte sich Jack nach ihrem Vertrauen, verzehrte sich gar danach, wenn er auch kaum Chancen zu haben schien, jemals ihre Zuneigung zu gewinnen. Und dann wieder gab es Momente, wo es ihn fast erleichterte, dass sie ihr Stillschweigen gewahrt hatte, war er sich doch nicht sicher, ob er die Wahrheit würde ertragen können.

Es machte ihn verrückt, sich vorzustellen, dass je-

mand Samantha weh getan hatte; allein der Gedanke daran ließ ihn sich krümmen wie im Schmerz. Es waren nur wenige Male gewesen, in denen er sich erlaubt hatte, näher darüber nachzusinnen, wie es in ihrer Ehe mit Bronson Harte wohl zugegangen sein mochte, und jedes Mal war eine gefährliche Wut in ihm hochgestiegen. Es war wohl besser, dass er die Details nicht kannte.

Andererseits kam er nicht umhin, sich zu fragen, ob das nicht bloß eine Art Feigheit war, aber diesen Gedanken schüttelte er ab, indem er sich fest vornahm, Samantha bereitwillig zuzuhören und sich für ihr Vertrauen dankbar zu erweisen, sollte sie sich je überwinden können, ihm ihr Herz auszuschütten.

Die Wahrheit war, dass er sich verzweifelt danach sehnte, Samanthas Vertrauen zu gewinnen, koste es, was es wolle.

Er wollte, dass sie ihm traute. Ihn brauchte.

Und er wollte, dass sie ihn heiratete.

Seufzend lehnte Jack sich in seinem Sessel zurück. Nein, es ging ihm nicht gut – keine Frage.

Er ertappte sich bei der Überlegung, ob sein vorbildliches Verhalten irgendwelche Auswirkungen auf Samantha hatte. Machte er sich bloß etwas vor, wenn er sich der Hoffnung hingab, seine Gentleman-Manieren trügen dazu bei, ihre Zuneigung zu gewinnen? Nach wie vor war er sich nicht sicher, woran er bei der Frau war.

Mehr als einmal hatte Jack der beunruhigende Verdacht beschlichen, dass sie ganz genau wusste, wie schwer es ihm fiel, immerzu den Gentleman zu spielen. Zwar mochte er nicht so weit gehen, sie fände seine Bemühungen bloß belustigend, aber gelegentlich sah sie ihn mit eigenartig hochgezogenen Brauen an, als rechnete sie jeden Moment damit, dass er die Zäu-

ne seiner neuerworbenen Wohlanständigkeit niederreißen würde.

Erneut seufzte er unzufrieden, konnte aber zugleich ein Lächeln nicht unterdrücken, als ihm einfiel, dass er Samantha ja heute sehen würde. Ja, wenn alles gutginge, dürfte er sich Hoffnungen machen, sie sogar zweimal zu treffen: noch heute morgen und dann wieder am Abend.

An diesem Punkt hellte sich seine Stimmung beträchtlich auf, und voller Erwartung stand er auf. Der heutige Tag konnte für sein Leben sehr wichtig werden, und er wollte nicht eine kostbare Minute mehr verschwenden, sondern die Dinge ohne Umschweife in die Wege leiten.

* * *

Samantha hatte erwartet, dass Tommy Ryder mit der Ausgabe vom Tage vorbeikommen würde, deshalb war sie nicht überrascht, als es kurz nach elf an ihrer Tür klopfte.

Tommy kam spät, also würde sie sich ranhalten müssen, um mit der Korrektur rechtzeitig fertig zu werden, bevor am Nachmittag ein weiterer Bote erscheinen würde, um die Druckfahnen wieder abzuholen. Dennoch war sie nicht wirklich ärgerlich, eher ein wenig erleichtert, dass der Junge nun endlich zur Stelle war.

Allerdings gefror ihr das Lächeln jäh auf den Lippen, als sie vor ihrer Wohnungstür nicht den jugendlichen Büroboten des *Vanguard* gewahrte, sondern den Eigentümer des Blattes höchstpersönlich.

„Jack!“

Groß und dunkel wie ein hochgewachsener Schwarzbär stand er in der Tür. Die heutige Zeitung unter den

Arm geklemmt, hielt er ihr mit der anderen Hand einen Strauß Herbstblumen hin.

Wortlos starrte Samantha ihn an, wobei ihre Blicke zwischen seinem leicht schiefen Lächeln und dem Blumenstrauß hin- und herwanderten. Sie war so verlegen, dass sie wirklich nichts sagen konnte.

Immer noch brachte sie Jacks Gegenwart – gelinde gesagt – aus der Ruhe, Monate nachdem sie in seine Dienste getreten war und trotz der sonderbaren und oft verwirrenden Freundschaft, die sich zwischen ihnen gebildet hatte.

Gerade so, als wäre ihm Samanthas Verlegenheit hochwillkommen, wurde sein Lächeln noch breiter. „Na, heute bin ich mal dein Botenjunge“, sagte erforsch und streckte ihr das Bouquet entgegen. „Darf ich reinkommen, Samantha?“

Regungslos starrte Samantha die Blumen an. „Äh – ja, hm ... Ich weiß nicht recht, ob das so 'ne gute Idee wäre.“

Eigentlich hatte sie gedacht, dass die Zeit lange hinter ihr läge, in der Jack Kane – oder irgendein anderer Mann natürlich – sie zum Stottern bringen könnte wie ein dummes Schulmädchen. Doch so sehr sie sich auch anstrengte, die Fassung wiederzugewinnen, Samantha konnte nichts dagegen tun, dass ihr das Herz weich wurde.

Sie rief sich selbst zur Ordnung, indem sie sich klar machte, dass sie alles andere war als ein Schulmädchen, schließlich ging sie auf die Dreißig zu. Nichts, so ging ihr durch den Sinn, stand einer reifenden Frau schlechter zu Gesicht, als wenn sie plötzlich anfing, sich wie ein kopfloser Backfisch aufzuführen.

Es wäre wohl in der Tat richtig, so ihr nächster Gedanke, ihn hereinzubitten – schließlich war er allen Problemen ihres Miteinanders zum Trotz ihr Arbeitge-

ber. Doch brauchten ihre Vermieterinnen eine Treppe tiefer, zwei alte Jungfern namens Washington, bloß Wind davon zu kriegen, dass sie einen Mann in ihrer Wohnung empfangen hatte, und ihr wäre ein Skandal sicher, der sich gewaschen hätte.

Plötzlich wurde sie gewahr, dass Jack sie mit einem belustigten Gesichtsausdruck musterte, als wüsste er haargenau, was sie dachte.

„Ich bin sicher, du hast Angst, deinen entzückenden Wirtinnen zu nahe zu treten“, sagte er. „Doch sei unbesorgt. Ich bin sicher, die Teuren finden mich ziemlich charmant.“

Wortlos starrte Samantha ihn an.

„Oh, ähm – ich bin Miss Rena und ihrer Schwester beim Reinkommen über den Weg gelaufen“, fuhr er fort, als antwortete er auf eine unausgesprochene Frage ihrerseits. „Sie waren dabei, die Blumen aus der Veranda ins Haus zu holen – scheinen wohl der Meinung zu sein, wir würden heut Nacht Frost kriegen –, und ich bot ihnen meine Hilfe an. Ich hab’ ihnen erklärt, mein Besuch sei ziemlich dringend und im übrigen rein geschäftlicher Natur, und sie waren sehr verständnisvoll. Und ausgesprochen hilfsbereit“, fügte er hinzu, immer noch amüsiert vor sich hin lächelnd. „Du siehst also, Samantha, es geht völlig in Ordnung, wenn du mich reinbittest. Natürlich lassen wir die Tür offen, aber ich kann dir versichern, dass sowohl Miss Rena als auch Miss Lily mir vollkommenes Vertrauen entgegenbringen. Mir scheint, die beiden sehen in mir den Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle.“

Samantha konnte nicht umhin zu denken, dass er wie ein *Pirat* aussah. Freilich ein Pirat in einem perfekt geschnittenen Anzug – wie immer – samt Kavalierssträußchen am Revers.

Aber trotzdem: ein Freibeuter.

Jack hielt ihr erneut das Bouquet hin, und diesmal riss Samantha es ihm buchstäblich aus der Hand. „Also schön, dann kannst du wohl ebenso gut reinkommen.“

„Oh, vielen Dank, Samantha“, sagte er mit einer raschen, knappen Verbeugung, bevor er an ihr vorbeieilte. „Ich hoffte, du würdest mich einladen.“

2. Ein Anflug von Rebellion

*Da wohnt etwas im rechtschaff'nen Herzen,
das aufbegehrt, wo Unrecht ist.*

Anonym

Samantha stellte die Blumen ins Wasser, während sie sich den Kopf darüber zerbrach, was sie wohl sagen könnte, das nicht vollends belanglos klang. Jack war ihr in die Küche nachgegangen, hatte die Druckfahnen der Zeitung auf den Tisch gelegt und sah ihr nun, lässig am Ausguss lehnend, beim Arrangieren der Blumen zu.

Als er an ihr vorbei die Hand ausstreckte, um eine fahl aussehende Blüte zu ergreifen, die nicht recht zu den anderen passen wollte, kam Samantha in ihrer Hast, ihm auszuweichen, fast ins Stolpern. Er hob eine Braue, sagte aber nichts, sondern hantierte seelenruhig mit der schlaffen Blüte, indem er sorgfältig erst ein, zwei Blätter entfernte, bevor er die Blume zwischen zwei größeren, frischer aussehenden zurechtsteckte.

Lächelnd richtete er sich auf und wandte ihr erneut das Gesicht zu. Erst in diesem Moment gelang es Samantha, ihren Blick von seinen Händen abzuwenden.

„Heute kommt das Blatt aber spät“, sagte sie schroff, selbst erschrocken über den kratzbürstigen Ton ihrer Stimme. „Da muss ich mich total ranhalten, um bis zwei Uhr fertig zu sein.“

„Na ja, wenn das so ist, kann ich ja dableiben und dir helfen“, sagte er und schien Anstalten machen zu wollen, sich seines Mantels zu entledigen.

„Nein!“, blaffte Samantha in schärferem Tonfall, als sie es beabsichtigt hatte.

Da war sie wieder, die emporgewölbte dunkle Augenbraue. Zögernd stand er da, den Mantel halb ausgezogen.

„Ich meine, das tut nicht nötig.“ Die Wörter sprudelten übereilt aus ihr heraus, während sie sich alle Mühe gab, ihre Verlegenheit zu verbergen. „So spät ist es nun auch wieder nicht. Außerdem“, fügte sie fahrig hinzu, „möchte ich auch nicht, dass du dir den Anzug mit Druckerschwärze besudelst.“

Er musterte sie, und in seinen Augen glomm etwas, womit Samantha nichts anzufangen wusste. „Als ob mir ’n bisschen Druckerschwärze was ausmacht. Ich darf doch?“ Ohne ihre Antwort abzuwarten, legte er den Mantel vollends ab und das Jackett gleich dazu. Entschlossen krepelte er sich die Hemdsärmel hoch. „Hör auf, dir das Leben schwerzumachen, Samantha. Ich geh’ dir jetzt hierbei zur Hand und nehme die Fahnen dann mit zurück ins Büro.“

Sprach’s, rückte sich einen Stuhl am Küchentisch zurecht und fing an, die Titelseite durchzuarbeiten. „Im übrigen gibt’s ein paar Dinge, die ich gern mit dir besprechen möchte. Deshalb bin ich eigentlich hier, um ehrlich zu sein.“

Samantha war drauf und dran, erneut zu widersprechen, aber die Wörter blieben ihr im Halse stecken. Es kam ihr vor, als wäre ihre kleine, behagliche Küche plötzlich noch winziger geworden, um nicht zu sagen: beengt, geradezu erstickend. Das musste wohl an Jacks langen Beinen liegen, die sich unter ihren Tisch streckten, und an seinem dunklen Haupt, das sich über die Arbeit beugte.

Mehrere Minuten lang gingen sie stumm ihrer Arbeit nach, bis Samantha endlich das lastende Schweigen brach. „Ich hab’ mich noch gar nicht für die Blumen bedankt. Sie sind sehr schön.“

„Aber bitte sehr“, entgegnete er, ohne aufzusehen. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Einer der Gründe, warum ich dich sehen wollte, war, dich um einen Gefallen zu bitten, falls du erlaubst.“

Samantha blickte von den Druckfahnen hoch.

„Ich mach’ mir sehr große Sorgen wegen Cavans Schwester und den beiden kleinen Maddens. Sie müssen jetzt jeden Tag eintreffen.“

Natürlich hatte Samantha daran gedacht. Es gehörte zu den diversen Verpflichtungen ihrer Stellung bei Jack Kane, dass sie bereits vor Wochen damit angefangen hatte, Vorkehrungen für die Ankunft Terese Sheridans und der beiden Waisenkinder in ihrer Begleitung zu treffen.

Jacks Zeitung, der *Vanguard*, hatte damit begonnen, eine Artikelserie über die irischen Einwanderer abzu drucken, die immer mehr in die Vereinigten Staaten strömten. In jedem seiner Aufsätze stellte der Verfasser, Cavan Sheridan, eine Einzelperson oder eine Familie vor und schilderte sowohl die Ursachen ihrer Auswanderung aus Irland wie auch die Schwierigkeiten, auf die sich die Immigranten bei ihrer Ankunft in Amerika gefasst machen mussten. Die Serie hatte überall in der Stadt, ja sogar im ganzen Staat bereits beträchtliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ihr war es zu verdanken, dass die Abonnentenzahlen des *Vanguard* im Steigen begriffen waren – und dass einem gewissen Cavan Sheridan seine erste Nebentätigkeit sicher war.

Samantha war froh, an diesem beispiellosen Projekt mitarbeiten zu können, einem Projekt, das an sich Cavan Sheridans ureigenste Idee gewesen war. Die Zeitung tat nämlich mehr, als nur die Geschichten zu recherchieren und zu veröffentlichen: Sie finanzierte auch die Schiffspassage der jeweiligen Einwanderer, unterstützte sie bei der Wohnungs- und Arbeitssuche

und behielt ihr Leben während der Eingewöhnung in ihre neue Umgebung im Auge.

Der Umstand, dass eine der ersten, die in New York ankamen, ausgerechnet Cavans Schwester sein würde, die einzige Angehörige, die ihm verblieben war, machte das Projekt für Samantha noch wichtiger.

Cavan war ihr Meisterschüler aus der Zeit, in der sie in den Einwanderervierteln Abendunterricht gegeben hatte. Von Anfang an war er ihr als außergewöhnlich begabter junger Mann aufgefallen. Er hatte einen hellwachen, flinken Verstand und besaß eine Fähigkeit, sich plastisch auszudrücken, wie sie selbst vielen erfahrenen Reportern der Stadt abging.

Außerdem war es jener junge irische Einwanderer gewesen, der dafür verantwortlich war, dass Samantha überhaupt beim *Vanguard* arbeitete. Cavan, der bei Jack Kane anfangs als Kutscher und Stallbursche angestellt gewesen war, hatte Samantha auf die freie Stelle einer Korrektorin hingewiesen und Jack Kane persönlich auf Samantha.

Zuerst hatte Samantha Jacks andauernden Versuchen, sie einzustellen, widerstanden, hauptsächlich dank Jacks schlechtem Ruf. Inzwischen sah sie die Stelle beim *Vanguard* längst als das beste, was ihr hatte passieren können. Das Korrekturlesen machte ihr Spaß, mehr aber noch die sonstigen Lektoratsaufgaben, die Jack ihr seit neuestem übertrug. Und die zusätzlichen Zuständigkeiten, die ihr demnächst mit der Ankunft der ersten vom *Vanguard* betreuten Einwanderer zufallen würden, machten den Job noch attraktiver. Der Job hatte für sie wirklich fast nur Vorzüge und kaum Nachteile.

Vielleicht mit Ausnahme des Mannes, der ihn ihr gegeben hatte.

Verstohlen sah sie zu Jack hinüber und bemerkte,

dass er sie anschaute und immer noch auf ihre Antwort wartete.

„Äh, was sagtest du gerade?“

„Ich fragte dich, ob es dir was ausmachen würde, den Hafen im Auge zu behalten, solange ich weg bin.“

„Weg?“

Er sah sie an. „Ich fahre Mittwoch nach Philadelphia, weißt du es nicht mehr?“

Es gab keine Rechtfertigung für den jähen, aber unleugbaren Stich der Enttäuschung, der Samantha durchzuckte. Er würde nur ein paar Tage fort sein, mehr nicht, aber diese Aussicht vermittelte ihr aus irgendwelchen Gründen ein beinahe schmerzhaftes Gefühl der Leere.

„Oh, das hatte ich vergessen. Du wolltest dich ja mit Mr Poe treffen.“

Er nickte. „Ja, ich treffe ihn am Donnerstag und danach vielleicht noch ein-, zweimal mehr, bevor ich zurückkomme – je nachdem, wie die Dinge sich entwickeln.“ Er hielt inne und sah sie an. „Was meine Einladung betrifft, wirst du deine Meinung wohl kaum geändert haben?“

Samantha spürte, wie ihr die Hitze ins Gesicht schoss. „Du weißt doch ganz genau, dass ich dich unmöglich begleiten kann. Bitte fang nicht wieder davon an.“

„Aber es wäre doch eine völlig saubere Sache“, sagte er nachdrücklich. „Du würdest als meine Sekretärin reisen.“

Samantha kam es vor, als legte er alles darauf an, sie zu ködern. Überrascht registrierte sie, dass sie sich sekundenlang bei dem *Wunsch* ertappt hatte, mit ihm reisen zu können.

„Ich kann mir kaum vorstellen, dass man das für sauber befinden würde“, erwiderte sie und musste sich

doch zwingen, nicht anzubeißen. „Außerdem bin ich nicht bereit, noch länger darüber zu reden. Und jetzt sollten wir zusehen, dass wir mit der Korrektur fertig werden, falls du die Zeitung heute noch rausbringen möchtest.“

Er tat, als seufze er enttäuscht, bevor er den Blick wieder auf die Druckfahnen richtete. „Du machst dir viel zu viele Gedanken darüber, was die Leute denken könnten, Samantha.“

Sie entgegnete nichts. Minuten verstrichen, bevor sie das Gespräch auf festeren Boden lenkte. „Versteh’ ich das recht, dass du von dem Schiff immer noch keine Nachricht hast?“

Er schüttelte den Kopf. „Das Sheridan-Mädchen weiß, dass sie einen der Lohnboten vom Hafen raufschicken soll, sobald sie die Quarantäne hinter sich haben. Bis jetzt ist nichts gekommen. Ich nehme an, das Schiff ist noch gar nicht eingelaufen, aber ich wüsste es gern genauer. Du erinnerst dich: Brady schrieb, die beiden Kinder seien nicht in guter Verfassung.“

Samantha nickte. Shona und Tully Madden waren zwei irische Waisenkinder, die Jacks Bruder für das *Vanguard*-Wohltätigkeitsprogramm vorgeschlagen hatte. Zugleich hatte er dafür Sorge getragen, dass Terese Sheridan sich während der Überfahrt um sie kümmerte. Offenkundig befanden sich beide Kinder in ziemlich erbärmlichem Gesundheitszustand, als Brady diese Vorkehrungen getroffen hatte.

„Es hätte doch in den Hafennachrichten stehen müssen, wenn das Schiff eingetroffen wäre?“, fragte sie Jack.

Er winkte ab. „Darauf kannst du dich nicht verlassen. Denen geht mehr durch die Lappen, als sie mitbekommen. Ich vermute, dass sie womöglich in der Quarantäne festgehalten werden, sobald sie landen.“

Wir müssen deshalb aufpassen, dass uns ihre Ankunft nicht entgeht.“

Samantha sah ihn an. „O Jack, ich kann's nicht ertragen, mir vorzustellen, wie sie diese Kinder in Tompkinsville festhalten. Du glaubst nicht, was das für ein schrecklicher Ort ist.“

„So ist es“, sagte er säuerlich. „Aber wie auch immer, du wirst also Verbindung zum Hafen halten, während ich fort bin?“

„Natürlich. Doch wäre es nicht besser, du würdest das Cavan auftragen und nicht mir? Er jagt schon tagelang zu den Docks runter. Ich glaube, er kann's gar nicht mehr abwarten, endlich seine Schwester wiederzusehen nach all den Jahren.“

„Kann er nicht“, pflichtete Jack bei, „aber er kommt nicht vorm Wochenende aus Albany zurück, eher erst am Montag. Bill Worth liegt mit Grippe flach, also hab' ich Sheridan zum Sitz des Gouverneurs raufgeschickt, um zu recherchieren, welchen Unfug Weed diesen Monat wieder ausgeheckt hat.“

Samantha beobachtete, wie sein Gesichtsausdruck düster wurde. Jack hatte noch nie einen Hehl aus seiner Abneigung gegen Thurlow Weed und seine *Whig*-Politik gemacht.

„Selbstverständlich wollte ich nicht sagen, dass du allein zum Hafen runtergehen sollst“, fuhr er fort. „Bis Sheridan zurückkommt, wird einer der Jungs von der Zeitung dich kutschieren.“

Dagegen hatte Samantha nichts einzuwenden. Ihr behagte nicht, auf eigene Faust im New Yorker Hafen herumzustiefeln.

Binnen weniger Minuten waren sie mit ihren Korrekturen fertig, und Jack lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und reckte sich. „Na siehst du, pünktlich auf die Minute“, bemerkte er, ohne Samantha aus den

Augen zu lassen. „Magst du heute Abend mit mir essen?“

Samantha wandte den Kopf ab. Sie wollte ihn nicht sehen lassen, wie gerne sie diese Einladung angenommen hätte.

„Bitte“, schob er rasch nach.

„Jack –“

„Ich hab’ das Mittagessen verpasst. Wir werden früh essen. Wenn du magst, gehen wir in den Club.“

Drei- oder viermal hatte Samantha im Laufe der vergangenen zwei Monate mit Jack zu Abend gegessen, und zwar stets im Portico-Club, einem unauffälligen, etwas abgelegenen Restaurant in der Innenstadt, wo man nicht damit rechnen musste, irgendeinem bekannten Gesicht zu begegnen.

Samantha wusste, dass Jack mit Blick auf ihren Ruf den Club vorzuschlagen pflegte, wann immer er sie zum Abendessen einlud. Einerseits berührte es sie tief, wie viel Rücksicht er auf sie nahm. Andererseits aber widerte es sie an, dass ihr Ruf irreparablen Schaden nehmen könnte, bloß weil sie mit einem Mann essen ging, der in der feinen Gesellschaft als *persona non grata* galt.

Bei Licht betrachtet war es Jack, der alles daran setzte, sie vor einem Skandal zu bewahren. Auf sich selbst gestellt hätte Samantha vermutlich die Klatschmäuler ignoriert und wäre hingegangen, wo immer sie wollte und mit wem auch immer es ihr gefiel. Er aber bestand darauf, dass sie um ihretwillen Diskretion wahrten, und sie wollte gern glauben, dass er mit dieser Vorsicht richtig lag. Wenigstens würde so ihre Mutter, der die gesellschaftliche Anerkennung ebensoviel bedeutete, wie Samantha sie verachtete, nicht mit der Nase auf den schlechten Leumund gestoßen werden, der wie eine düstere Wolke über Jack zu hängen schien.

Mittlerweile glaubte Samantha den Gerüchten längst nicht mehr, die an Jack zu kleben schienen. Sicher hatte er eine Vergangenheit, wie ihre Mutter nicht müde wurde zu wiederholen. Das ließ sich nicht leugnen, aber er machte auch keinerlei Anstalten, es vor Samantha zu verbergen. Ein-, zweimal hatte er sogar von seiner früheren Zocker-Existenz gesprochen und keinen Hehl daraus gemacht, dass er den Großteil des Geldes, mit dem er den *Vanguard* gekauft hatte, bei einem *Blackjack*-Marathon gewonnen hatte.

Doch Samantha glaubte ihm, wenn er sagte, er habe das Laster hinter sich gelassen. „Ich hab’ gezockt, weil ich drauf aus war, so schnell wie möglich ’ne Menge Geld zu machen“, hatte er ihr einmal offenherzig erzählt. „Als ich herausfand, dass ich eine Glückssträhne nach der anderen hatte, hab’ ich immer höher gepokert. Doch sobald ich hatte, was ich wollte, hab’ ich aufgehört. In Wirklichkeit hat es mir nie so richtig Spaß gemacht. Es war einfach nur“, sagte er schulterzuckend, „ein Mittel zum Zweck.“

Was die Gerüchte anbetraf, er sei ein notorischer Schürzenjäger, hatte Samantha keine Möglichkeit, ihnen auf den Grund zu gehen. Eines wusste sie genau: Es war völlig unmöglich, in seiner Gesellschaft einen Raum zu betreten, ohne zu bemerken, welche Wirkung er auf die anwesende Weiblichkeit ausübte. Selbst die hochgeachteten reiferen Damen der Gesellschaft konnten nicht anders, als ihm nachzuschauen. Jack war geradezu unverschämt attraktiv: enorm hochgewachsen und ganz außergewöhnlich gutaussehend, dazu von einem unübersehbaren Flair von Macht umgeben – um nicht zu sagen, von einer gewissen Skrupellosigkeit –, das so greifbar war, dass der ganze Raum vor Erregung zu flirren schien, sobald er eintrat.

Sein Verhalten Samantha gegenüber war tadellos.

Er setzte offenbar alles daran, ihr in äußerster Schicklichkeit zu begegnen, was ihm auch meistens recht ordentlich glückte – ja, sein Gebaren ihr gegenüber grenzte oft genug an eine ganz altmodische Ritterlichkeit. Gelegentlich ertappte Samantha sich dabei, wie sie ein Schmunzeln unterdrücken musste bei dem Gedanken, wie viel Anstrengung es ihn wohl kosten mochte, den Musterknaben zu spielen.

Zumeist jedoch berührten sie seine Versuche zutiefst, ihre Zuneigung zu gewinnen, auch wenn sie den Verdacht hegte, dass er, würde sie es denn darauf anlegen, unumwunden zugäbe, genau der Schurke zu sein, zu dem die Gerüchte ihn stempelten. Ja, er schien es mit einer unerklärlichen grimmigen Befriedigung zu genießen, nichts gegen seinen fragwürdigen Ruf zu unternehmen, und letzten Endes war es diese Tatsache, die Samantha daran hinderte, das Geschwätz über ihn in Bausch und Bogen von sich zu weisen. Ungeachtet der unleugbaren Anziehung, die er auf sie ausübte, musste sie zugeben, dass es sehr wohl möglich war, dass Jack haargenau der skrupellose, kaltblütige Atheist war, als den ihn die Klatschbasen hinstellten.

Ihre Mutter jedenfalls glaubte diesbezüglich die aller schlimmsten Geschichten und fand sogar Geschmack daran. Bei jeder Gelegenheit nervte sie Samantha mit Bemerkungen von der Art, „dieser widerliche Kerl, für den du da arbeitest“, sei nichts weiter als ein irischer Gangster, dessen Erfolg auf unrechtem Grund giedien und dessen Renommee unter aller Würde sei.

Und wenn ihre Mutter recht hatte?

Ja – was dann?

Doch wie dem auch sei: Mochte Jack früher so gewesen sein, ihr gegenüber hatte er sich niemals anders gezeigt denn als vollendeter Gentleman – freundlich und ritterlich, um nicht zu sagen ein wenig überbehü-

tend. Auf den meisten anderen Gebieten ihres Lebens hatte Samantha sich längst von ihrer Neigung gelöst, ihr Verhalten an den auf bloßen Konventionen gründenden Erwartungen ihrer Mutter auszurichten. Wieso nicht diese harterkämpfte Unabhängigkeit auf ihr Verhältnis zu Jack ausdehnen?

Unvermittelt drehte sie sich zu ihm um und sagte, bevor sie es sich noch anders überlegen konnte: „Ja, ich würde heute Abend sehr gerne mit dir essen. Und warum sollten wir zur Abwechslung nicht mal ein anderes Lokal ausprobieren?“

Lange sah er sie unverwandt an. Dann lächelte er und fesselte sie mit dem Blick seiner dunklen Augen, während seine Antwort sie völlig überrumpelte.

„Was ich wirklich möchte, Samantha, ist, dich bei mir zu Hause zum Essen zu haben. Ich muss zugeben, dass ich schon lange damit geliebäugelt habe, dich an meine eigene Tafel zu laden. Aber das wirst du wohl gar nicht erst in Betracht ziehen mögen.“ Er hielt nur kurz inne, so dass sie nichts entgegenen konnte, und fuhr dann fort: „Es wäre eine durch und durch anständige Angelegenheit, das verspreche ich dir. Meine Haushälterin wäre zugegen, ebenso wie meine Köchin, Mrs Flynn. Wir wären nicht allein im Haus. Ganz und gar nicht.“

Samantha musterte ihn. Fast tat ihr ihre Impulsivität schon wieder leid, doch zugleich hatte er sie in Versuchung gebracht, ganz gegen den unüberhörbaren Protest ihres gesunden Menschenverstands. Dieser Vorschlag war das letzte, womit sie gerechnet hätte. Doch er wirkte so eifrig, so hoffnungsvoll, dass es ihr gemein vorkam, ihm einen Korb zu geben.

„Ich – also, ich finde ... ich meine, das ist nicht gerade die feine Art deiner Köchin gegenüber, so unverhofft einen Gast mitzubringen.“

Jack winkte ab. „Mrs Flynn kann gar nicht anders, als für mindestens ein halbes Dutzend Leute zu kochen, sobald sie auch nur den Herd befeuert. Wirklich, so ist sie: je mehr, um so besser. Weißt du, ich tu mein Bestes, um ihre Großzügigkeit zu würdigen, aber selbst ein gieriger Ire ist früher oder später restlos voll.“

Als Samantha zauderte, sah er sich in der Küche um und sagte: „Schau, jetzt hab’ ich dein Zuhause kennengelernt. Um so mehr würde ich es schätzen, wenn du meinem einen Besuch abstatten würdest.“ Er beugte sich vor und langte über den Tisch, um sanft ihre Hand zu berühren. „Es wäre mir eine große Ehre, Samantha.“

Da war er wieder, jener unerwartete, fast schon skurrile Zug von Bescheidenheit, der so gar nicht zu seinem sonstigen, durch und durch unerschütterlichen Selbstbewusstsein zu passen schien.

Heute war für sie offenbar ein Tag der Augenblicksentscheidungen.

„Ich ... also schön. Aber nur am frühen Abend, dass das klar ist!“

Der Glanz, der sich über seine Züge zu legen schien, machte ihn augenblicklich um Jahre jünger. Plötzlich war er heiterster Laune, freute sich beinahe wie ein kleiner Junge, der soeben ein langerträumtes Geschenk bekommen hatte.

„Okay, ja ... großartig! Ich schick’ dir Ransom gegen sieben her – was hältst du davon? Und er wird dich nach Hause fahren, wann immer du es wünschst; das versteht sich.“

Seine Freude brachte Samantha zum Lächeln. Zugleich tat sie alles, um sich nicht einzugestehen, wie glücklich sie selbst in diesem Moment war.